

Hans Fischers Vermächtnis an die Schulkinder

Autor(en): **Hugelshofer, Alice**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **63 (1958-1959)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans Fischers Vermächtnis an die Schulkinder

Von Alice Hugelshofer

1958 (5) in*



Die Illustrationen zu vier Bändchen der Zürcher Lesebücher für das zweite und dritte Schuljahr sind Hans Fischers letztes Werk, das er wenige Wochen vor seinem Tode noch vollendet hat. *Vollendet* im wahrsten Sinne des Wortes; denn da ist nichts, was einfach beendet oder fertig gemacht worden wäre, damit ein Auftrag erledigt, eine Verpflichtung erfüllt sei; da fehlt kein Jota! Auch die einfachste Vignette noch ist bis ins Kleinste ausgewogen und ausgereift, ist durchstrahlt von Güte, Wärme und tiefem Verstehen, von einer Liebe zum Dasein in jeder Form, die auch das Unscheinbare zum Leuchten bringt und durchsichtig macht.

Eine seiner letzten Sorgen für die Lesebücher galt der Farbtönung des Umschlagpapiers zum Einband von «Wässerlein fließt so fort», dem Drittklaßbändchen, das er sich vor allen andern ausgelesen und dann bis zuletzt aufgespart hatte, weil das Thema, die Geschichte des Wassers, ihn, der zeitlebens eine große Vorliebe hegte für alles, was im Wasser und am Wasser lebt und wächst, ganz besonders zum Illustrieren gelockt hatte. Dem Rankenwerk aus Seerosenblättern, Fischen, Schnecken und wippender Bachstelze, das die Titelschrift auf dem Einband umspielt, fügte er noch am Tag vor seiner Abreise in die längst überfälligen Ferien die letzten zarten Federstriche an und fuhr dann, von einer gewaltigen Last befreit, in sein geliebtes Berner Oberland, aus dem er nicht mehr zurückkehren sollte. Das fertig gebundene «Wässerlein», wie er abkürzend sein letztes Bändchen nannte, erreichte den scheinbar schon Genesenden im Spital in Interlaken, zwei Tage vor seinem Tode. In einem Brief, der mich fast gleichzeitig mit der Nachricht von seinem Tode erreichte, gab er seiner tiefen Befriedigung über das glücklich vollendete Werk Ausdruck mit den Worten: «Für unsere Lieblinge, die Lesebücher, noch dieses Epigramm von Goethe:

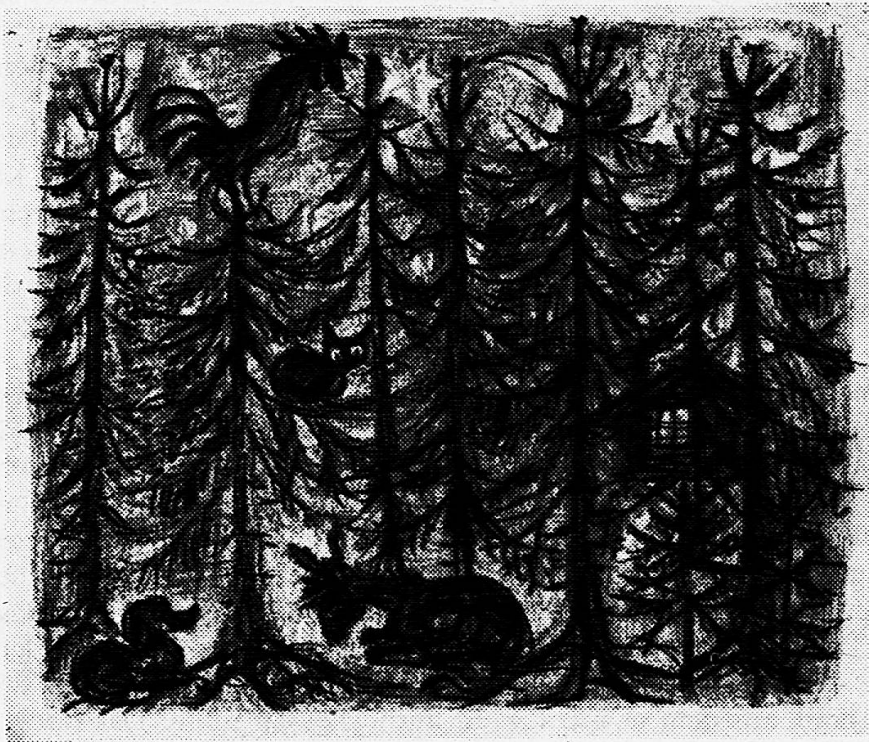
*Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
Sind's Rosen, nun, sie werden blühn. — —*

Welch erschütternde Abgeklärtheit, welche Ergebung in die Grenzen des Möglichen im Schaffen eines Künstlers, in das Endgültige eines getanen Werkes, welche frohe Zuversicht aber auch und welche Gewißheit, sein Bestes gegeben zu haben, weht uns an aus dieser Äußerung, die er in der Rückschau über sein Werk, schon fast im Angesicht des Todes, hingesezt hat!

Auch früher schon haben ihn hin und wieder ähnliche Regungen befallen. Jedesmal, wenn er mir wieder ein Bändchen zur abschließenden Begutachtung vorgelegt und wir es gemeinsam für druckfertig erklärt hatten, pflegte er aufatmend und wie von einer geheimen Befürchtung befreit zu sagen: «So, das ist fertig, dem kann nichts mehr passieren!» Als ob der nach außen hin immer so heiter sich gebende, springlebendige, fast knabenhaft jugendlich wirkende kleine Mann mit den blitzenden Augen, den hektisch geröteten Wangen im runden Kindergesicht immer auch eine leise Vorahnung in sich herumgetragen hätte, daß ihm auf Erden nur eine kurze

Frist bemessen war. War dies die geheime Wurzel seines drängenden Schaffenseifers, der sich manchmal bis zur Besessenheit steigern konnte? Wußte er zutiefst, daß er nichts aufschieben konnte, daß er immer jetzt und hier – oft in zähem Ringen – die letzte, die gültige Lösung finden mußte?

Wer würde den duftig-zarten, mit so leichter und sicherer Hand hingeschriebenen Farbstiftzeichnungen, den bis zum Rand mit Leben und Zauber erfüllten Märchenbildern solch dunkle Befürchtungen ansehen? Doch das Dunkle war auch ihm



meistens verborgen, und nur selten einmal stieg es so weit an die Oberfläche, daß er ihm Worte zu geben vermochte. Trotzdem war es da, klopfte immer wieder einmal mahnend an und wirkte, erkannt oder unerkant, als Schwerkraft, die der sprudelnden Munterkeit die Waage hielt, als spannungsvoller Pol, der nach Gestaltung, nach künstlerischer Umsetzung, nach Verwandlung ins Lichte, Unbeschwerte drängte. Nicht umsonst finden wir über seinem letzten Werk jene köstliche Heiterkeit ausgebreitet, die ein untrügliches Zeichen hoher Reife und wahrer Künstlerschaft ist.

*

Als ich Hans Fischer vor zwölf Jahren zum erstenmal traf, ahnte ich nicht, was für eine enge Zusammenarbeit aus dieser Begegnung noch hervorgehen würde. Es handelte sich damals darum, für die Schweizer Mundartfibel «Roti Rösli im Garte» einen Illustrator zu finden, und ich war von der Fibelkommission beauftragt worden, von Hans Fischer, der eben durch seine ersten Märchenbilderbücher «Die Bremer Stadtmusikanten» und «Das Lumpengesindel» bekannt zu werden anfang, einige Probedeilder zu erlangen.

Hans Fischer verhielt sich zuerst eher ablehnend, bat sich aber schließlich das Manuskript zum Fibeltext aus. Schon nach wenigen Tagen kam sein Anruf: «*Ich bin begeistert von den Kinderversen! Ich möchte die Fibel illustrieren, wann kann ich*

anfangen?» – Nun war die Reihe an mir, Zurückhaltung zu üben. Ich mußte ihm behutsam erklären, daß ich nicht befugt sei, ihm schon einen festen Auftrag zu erteilen; es handle sich vorerst um Entwürfe, die der Fibelkommission des Schweizerischen Lehrer- und Lehrerinnenvereins vorzulegen wären.

«Was, da gibt es eine Kommission? Mit Kommissionen will ich nichts zu tun haben! Ich nehme meine Zusage wieder zurück!» rief er entrüstet, und es brauchte meine ganze Überredungskunst, um ihn wieder umzustimmen und für die Entwürfe zu gewinnen. «Wenn ich mich nur nicht schon in diese Kinderverse verliebt hätte», meinte er schließlich; «das ‚Vitzestolle Bergli‘, das ist ja wie ein Märchen! – und dann: ‚Oepfel, Bire, Nuß! – ich darf ihnen doch Gesichter zeichnen, dem Apfel ein lachendes und der Nuß ein verschrumpeltes?«

Ein paar Wochen später – Hans Fischer hatte inzwischen den Auftrag zur Illustrierung der Fibel erhalten – saßen wir auf dem sonnigen Deck einer Zürichseeschwalbe und besprachen uns über einzelne Fibelbilder, und da wurde ich zum erstenmal Zeuge jenes erregenden Schauspiels von Hans Fischers zeichnender, erschaffender Feder. Geführt von den feinnervigen Fingern, schien sie auf dem Papier zu tanzen, ein heiteres Fließen, sich Ringeln und Kräuseln von Girlanden und Arabesken aufzuführen. Unerwartet jedoch schlossen sich die Schwünge und Wendungen zu festen Konturen, in denen schon alle Einzelheiten mit erfaßt waren, und was vorerst wie ein absichtsloses Spiel erschienen war, gab sich nunmehr zu erkennen als ein sicheres Hinschreiben eines bis in die letzten Feinheiten ausgestalteten inneren Bildes: ein sich putzendes Kätzchen, ein nach Futter rennendes Hühnchen, ein stolz sich reckender Hahn, Bilder, die im Hinschreiben lebendig wurden und in denen jeder Zug bestimmt und jeder Schwung bemessen war.

Später habe ich ein solches Zauberspiel in größerem Rahmen nochmals erlebt, an der Eröffnung der großen Gesamtausstellung von Hans Fischers Werken im Kunstsalon Wolfsberg. In bereits vorgerückter Stunde wurde dem Künstler eine weiße Jacke und eine Konditormütze überreicht, und während er sich in einen Zuckerbäcker verkleidete, trug man eine Torte von der Größe eines Wagenrades herein. Ihre ganze Oberfläche erstrahlte in glänzend weißem Zuckerguß. Hans Fischer bekam eine Tüte in die Hand gedrückt, aus deren zugespitzter Öffnung ein dunkelbrauner Schokoladefaden zu pressen war. Die leere Fläche und das ungewöhnliche Zeichengerät übten eine faszinierende Wirkung aus auf den Künstler. Mit einer raschen Bewegung der Schultern machte er seine Arme frei, streckte die rechte Hand mit der Tüte über den verlockend weißen Grund, und schon wand und kräuselte sich die braune Spur, glitt über den Zuckerguß und schloß sich zu Figuren unter ständigem Parlieren und Scherzen in französischer Sprache, die dem Künstler – als seine eigentliche Muttersprache – zeitweise näher lag als sein Berndeutsch. «*Voilà, Messieurs et Mesdames, le poisson! Oh, là là, pauvre poisson! Le chat – le chat – il va manger le poisson . . .!*» So ging das weiter in unaufhörlichem, munterem Geplauder, bis die ganze Tortenfläche bedeckt war mit Katzen, Fischen, Mäusen, alles zusammengeschlossen durch ein Rankenwerk von sich windenden und ringelnden Linien, jede Figur in Beziehung gesetzt zu einer andern durch sein spaßiges Fabulieren.

*

Doch so unbekümmert wie das Improvisieren in gehobener, festlicher Stimmung oder wie das erstmalige, noch unverbindliche Niederschreiben einer aufsteigenden Bild-Idee vor den Augen eines Zuschauers vollzog sich das wirkliche Schaffen des Künstlers nicht. In immer neuen Ansätzen versuchte er sich an den Fibelblättern, die dem Beschauer auf den ersten Blick so unbeschwert hingeschrieben erscheinen.

Das rote Rösli auf der ersten Seite beschäftigte ihn wochenlang, und es gibt dazu fast ein Dutzend Varianten. Anderes, wie das fröhliche «Öpfel, Bire, Nuß», gelang ihm sozusagen auf den ersten Anhieb. Es kam auch vor, daß ich mit einem Entwurf inhaltlich nicht einverstanden war. Einmal brachte er mir einen angekleideten Hasenherrn mit Brille, der mir zu dem einfachen Kinderreim, zu dem er gehörte, nicht ganz zu passen schien. «Zeichnen Sie doch einfach ein Häslein so wie es ist, ein richtiges Häslein!» riet ich ihm. «Unsere Kinder kommen so selten mit einem wirklichen, lebenden Häslein in Berührung, daß ihnen sein Bild in natürlicher Gestalt schon Wunder genug bedeutet.» Und ich erzählte ihm, wie einer meiner eigenen Buben mir einmal eine drollig-ungeschickte Osterhasen-Zeichnung hingehalten, gespannt auf eine Anerkennung wartend, wie ich ihm rasch und obenhin gesagt hatte: «*Das isch aber luschtig!*», und wie das Kind dann schmerzlich enttäuscht ausgerufen hatte: «*Es mueß aber nüd luschtig si, es mueß richtig si!*» —

Mit nichts war Hans Fischer besser zu überzeugen als mit solchen Kinder-Aussagen. Er brachte mir nach ein paar Tagen schon das Häslein im Farnkraut, das eines der Lieblingsbilder der Kinder geworden ist. Immer war er bereit, auf Kinder zu hören oder Ratschläge entgegenzunehmen, die sich aus dem Umgang mit Kindern ergeben hatten. Das machte die Zusammenarbeit mit ihm so überaus anregend und lebendig. Wir haben während seiner Arbeit an den Fibel-Illustrationen hin und wieder einen kleinen Strauß durchgefochten, doch jedesmal sind wir beide dadurch bereichert worden. Als die Fibel fertig gezeichnet war, schenkte er mir eine seiner Studien zum Rösli mit der Widmung: «*Zur Erinnerung an die roten Rösli, die wir zusammen gepflückt haben.*»

*

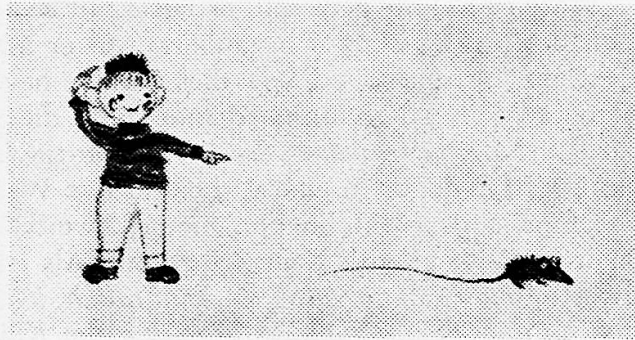
Im gleichen Jahr wie die Fibel, 1947, kam «Der Geburtstag» heraus, das erste Bilderbuch, zu dem Hans Fischer auch den Text selber verfaßt und das er geschrieben und gemalt hatte für seine jüngste Tochter Barbara. Schon im nächsten Jahr erschien als Fortsetzung dazu «Pitschi, die Geschichte von dem Kätzlein, das immer etwas anderes wollte». Durch diese beiden Bücher machte sich Hans Fischer einen Namen, der weit über die Landesgrenzen, ja über unsern Kontinent hinaus berühmt wurde. Sie wurden übersetzt — sogar ins Japanische —, und meine kleinen Nichten in Californien lesen sie auf Englisch und betrachten ihre Bilder mit dem gleichen Entzücken wie unsere Erst- und Zweitkläbler.

Wer sich als Erwachsener die Mühe nimmt, nicht nur die reizvollen Bilder zu betrachten, sondern auch den Text aufmerksam zu lesen, der vernimmt im «Geburtstag» und im «Pitschi» zum erstenmal jenen Ton echter, heiterer Zwiesprache mit dem Kind, der zehn Jahre später in den Illustrationen zu den Lesebüchern so ausgereift und rein aufs neue erklingen wird. Man glaubt, mit dabei zu sein und zuzuhören, wie der Vater seinem jüngsten Kinde die Geschichten von der alten Lisette und ihren Tieren erzählt und sie zugleich zeichnet. Dabei regt ihn das Kind zu immer neuen Einfällen an — daß Pitschi, das Kätzchen, auch einmal Schuhe anziehen sollte, war ein Wunsch des kleinen Annebäbi —, Einfälle, die eben darum so überzeugend und für Kinder beglückend wirken, weil sie aus der innigen Beziehung zwischen dem Künstler-Vater und seinem Kinde heraus geboren wurden.

*

Den inzwischen weltberühmt gewordenen, vielbeschäftigten Künstler fünf Jahre später für die Illustration der Lesebücher zu gewinnen, war nicht ganz einfach.

«Meine Kinder sind nun groß», gab der Künstler zu bedenken. «Ich finde keinen Zugang mehr zu so kleinen Kindern; das liegt für mich alles weit zurück. Und dann: Schulbücher! Ist das nicht eine etwas trockene Angelegenheit?» – Ich gab mich nicht so schnell geschlagen; denn ich spürte, daß das alles Ausflüchte waren, an die er selbst nicht recht glaubte.



«Sie könnten dazu beitragen, daß die Sache nicht allzu trocken würde!» warf ich ein. «Wir würden nicht lehrhafte Schulbücher, sondern anregende, zum Lesen verlockende Kinderbücher schaffen, mehrere thematisch geschlossene, bunte Bändchen, im Grunde nichts anderes als eine Fortsetzung zur Roti-Rösli-Fibel. Es würden Märchen darinstehen, Kinderlieder und Gedichte und natürlich auch wieder viele lustige Reime und Sprüche.» – Hans Fischer horchte auf: «Das erinnert mich an mein Guggelbuch. Sie kennen doch das Kinderbuch von Otto von Greyerz mit dem lustigen Guggel auf dem Einband, mit den Bildern von Rudolf Münger? Als Kind liebte ich dieses Buch über alles. Stundenlang habe ich die Bilder darin angeschaut – ja, so etwas könnte mich vielleicht doch locken –, kann ich die Manuskripte einmal mitnehmen?» – Und wieder kam nach wenigen Tagen sein Anruf: «Der Text hat mich verführt! Ich bin dabei.»

Damit begannen ein paar Jahre unvergeßlicher Zusammenarbeit, mit Besprechungen bis Mitternacht und gelegentlich auch darüber hinaus. Als ob er einen sechsten Sinn hätte, witterte Hans Fischer den kleinsten, noch unausgesprochenen Vorbehalt, ein um Sekunden zu lange dauerndes stummes Verweilen auf einer Skizze, und immer war er bereit, Einwände entgegenzunehmen, die selbstverständlich nie das Künstlerische, doch gelegentlich einmal das Inhaltliche einer Illustration betrafen. Einige Probedrucke legte ich meinen Zweitkläßlern vor, damit sie sich in freier Weise dazu äußern sollten, nicht etwa kritisierend, sondern einfach erzählend und ihre Einfälle mitteilend. Aus der Intensität des Gespräches, aus der Beteiligung der Klasse, aus aufgeworfenen Fragen ließ sich die Wirkung der Probedrucke auf die kleinen Betrachter ablesen. Meistens wurde daraus ein kleines Fest. Die Kinder äußerten sich spontan und erzählten ganze Geschichten; selbst die sonst eher Schweigsamen traten aus sich heraus und teilten ihre Einfälle mit, weil auch sie sich so unmittelbar angesprochen fühlten von den Bildern, daß sie ihre Scheu vergaßen.

Das ist ja wohl das Geheimnis der Wirkung von Hans Fischers Illustrationen auf die Kinder: Er liebte die nämlichen Dinge, die auch die Kinder lieben. Er liebte Märchen und Kinderlieder und lustige, phantasievolle Reime, und er liebte sie so, wie sie die Kinder lieben: mit ganzer Seele und ungeteiltem, reinem Herzen. Wer könnte je vergessen, wie er vor der Lehrerversammlung, an der die ersten drei Lesebändchen aus der Taufe gehoben wurden, einen Mundartvers aus dem Bändchen «Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald», der es ihm ganz besonders angetan hatte, mit verhaltener Stimme und geheimnisvoll ruhigem Ton vorsprach:

– – Gönd durhei, ihr Chind!
Es Wätter chunnt, en böse Wind!
Die Bueche und die Tanne, si ruusched,
die chline, chline Manne, si lususched – – –

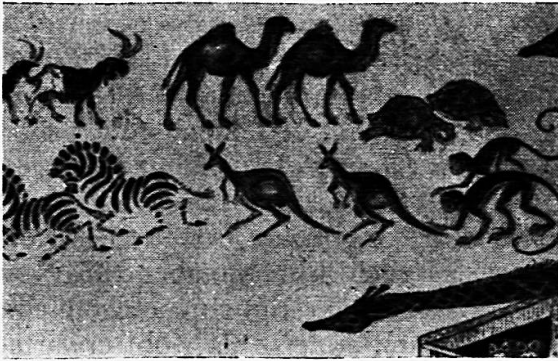
Wäre er Lehrer gewesen, er hätte mit seiner Stimme, seinem Erzählen und Vorlesen die Kinder ebenso bezaubert, wie er sie als Künstler mit seinen Bildern entzückt und erfreut. Und wie die Kinder, hegte auch er eine große Liebe zu den Tieren. *«Meine Lieblingstiere sind auch die Lieblingstiere meiner Kinder, und so wurden die Kinderbücher, die ich für sie zeichnete, von selbst richtig»*, sagte er einmal und traf damit in aller Unschuld das Wesentliche.

Ein einziges Mal blieben meine Zweitkläbler vor einem Probedruck, den ich ihnen vorgelegt hatte, ziemlich stumm. Als ich mich mit Hans Fischer über diesen Mißerfolg besprach, meinte er: *«Natürlich, ich habe mich viel zu eng und zu pedantisch an den Text gehalten; da bleibt den Kindern ja nichts mehr zu sagen übrig!»* Und er zeichnete nochmals eine neue, viel einfachere und duftigere und deshalb auch anregendere Illustration zu dem gleichen Gedicht. Ein andermal fragte ein Kind: *«Sitzt das Mäuslein dort auf einer Schnur?»* Auch diese Frage bewog ihn zu einer Neufassung der Illustration; denn: *«Wenn man nicht merkt, daß das eine Mauer vorstellen soll, dann stimmt eben die Zeichnung nicht»*, meinte er. Selbst von dem Schmied, in dessen Werkstatt er die Skizzen zu dem Bild für Uhlands Kinderlied *«Ich höre den Schmied»* angefertigt hatte, ließ er sich belehren. Als er ihm den Probedruck zeigte, meinte dieser: *«Aber das ist kein richtiger Hufnagel, den Sie da gezeichnet haben; Hufnägel haben keinen flachen Kopf.»* Der kleine Fehler ließ Hans Fischer keine Ruhe, bis er ihn, kurz bevor mit dem Auflagedruck des Bändchens begonnen wurde, auf der Druckwalze noch verbessert hatte.

Je stärker er von der neuen Aufgabe gepackt wurde, desto tiefer fühlte er sich in die besondere Anschauungswelt kleiner Elementarschüler ein. Die Poesie der Kinderreime und Märchen eröffnete ihm einen neuen Zugang zum lesenden Kind und ließ ihn gleichsam nebenbei auch noch einen neuen Stil finden. Gleich zu Beginn seiner Arbeit an den Illustrationen zum ersten Bändchen, dem Buch vom Bauernhof und seinen Tieren, hatte er mir gesagt: *«Ich muß eine andere Technik anwenden als in meinen Bilderbüchern, keine kolorierten Federzeichnungen mehr, das ist mir für die Lesebücher zu laut und aufdringlich. Lesebücher sind ja keine Bilderbücher. Der Text ist da die Hauptsache; er darf durch die Illustrationen nicht übertönt werden. Mir schweben die Zeichnungen von Albrecht Dürer im Gebetbuch des Kaisers Maximilian vor, die in all ihrer Meisterschaft doch nur Randbemerkungen zum Text sind. Ich werde mit Farbstift zeichnen – die Kinder zeichnen und malen doch auch meistens mit Farbstiften –, es wird sein, wie wenn ich mit ihnen reden würde in ihrer eigenen Sprache.»* – Welch reife Einsicht in das Wesen der Aufgabe, die ihm gestellt war, verbirgt sich hinter solchen Worten! Und welche bedingungslose Bereitschaft, sich in den Dienst an einem größeren Ganzen zum Wohle der Kinder zu stellen!

*

Die Kinder verdanken ihm denn auch den weitaus größten Teil von allem, was ihm in seinem kurzen Leben zu schaffen vergönnt war: neben den Bilderbüchern, den Fibelblättern und den Lesebüchern entstanden ja auch noch die einzigartig märchenhaften Wandbilder in zahlreichen Schulhäusern zu Stadt und Land, an denen er oft mitten in einer Schar von kleinen Zuschauern, die ihn während der Pausen oder nach Schulschluß umstanden, ruhig weiter malte. Nie empfand er Kinder als Störung, im Gegenteil: mit einer Hellhörigkeit sondergleichen empfing er auch aus ihrem stummen Zuschauen noch Anregungen. Einmal ließ er sich, als alle andern Kinder sich schon entfernt hatten, von einem immer noch unentwegt und still zuschauenden Knaben die Farbtöpfe halten, während er an einem Tiger malte.



Jedesmal, wenn er seinen Pinsel eintauchte, begegnete er den gebannt, aber verständnislos sein Malen verfolgenden Augen des offensichtlich geistig zurückgebliebenen Kindes. *«Da malte ich halt weiter an dem Tiger, wurde deutlicher und deutlicher, bis mir ein Aufleuchten in den Augen des Knaben verriet, daß er das Tier erkannt hatte, und da wußte ich: «Jetzt ist der Tiger richtig.»*

Auch zu Hause, im eigenen Atelier, duldeten er die Anwesenheit seiner Kinder. Während er die Bilder zum *«Pitschi»* entwarf, richtete sich sein damals vierjähriges jüngstes Töchterchen Annebäbi unter dem Zeichentisch des Vaters mit seinen Puppen häuslich ein, und der Vater, weit entfernt davon, sich dadurch stören zu lassen, gewöhnte sich daran, seine Füße möglichst ruhig zu halten und aus dem munteren Geplauder der Kleinen wertvolle Anregungen für sein Bilderbuch zu gewinnen.

*

Wie durch ein Wunder und fast unbemerkt reifte neben der hingebenden Arbeit an den Lesebüchern, gleichsam als köstliches Entgelt für die strenge Dienstbarkeit, in die sich der Künstler damit begeben hatte, auch noch sein letztes Bilderbuch heran und fiel ihm wie eine reife Frucht in die Hand: *«Der gestiefelte Kater»*. Die Pläne dazu lagen weit zurück und wären, wie mir Hans Fischer mehrmals versicherte, ohne die Arbeit an den Lesebüchern, die ihn dazu zwang, sich nochmals intensiv mit der Welt der Märchen zu befassen, kaum mehr zur Ausführung gelangt. In der gleichen Farbstifttechnik wie in den Lesebüchern, nur kühner, verwegener, draufgängerischer im Strich, entfalten sich darin die Sprünge und Kapriolen des sieghaften Katers, den Text des Märchens beinahe sprengend durch die nimmermüde Lust an immer neuen Einfällen, in denen sich der Stift nun austanzt. Doch das ist ein Bilderbuch, und da ist der Künstler nicht Diener, sondern Herr und Meister!

Aber auch im Dienen war Hans Fischer Meister, und was für ein Meister! Ich glaube, wir dürfen füglich sagen, daß die Illustrationen zu den Lesebüchern, die durch bittere Fügung zu einem Vermächtnis an uns und unsere Kinder geworden sind, seinem Werk die Krone aufgesetzt haben. Und wer fände darin noch Spuren der Anstrengung, der Mühe und Arbeit? Da ist alles geläutert, durch den Schmelztiegel eines klaren Geistes und einer großen Liebe hindurchgegangen, ist Kunstwerk, ist Poesie, reine, heitere Poesie geworden:

«Sind's Rosen, nun, sie werden blühn!»